

Zeitschrift: Kinema
Herausgeber: Schweizerischer Lichtspieltheater-Verband
Band: 4 (1914)
Heft: 24

Artikel: Feuilleton : In der Sommerfrische [Fortsetzung]
Autor: Hellmuth, Marie
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-719738>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Jedoch liegt nicht an der Mitarbeiterschaft allein die Schuld, daß sie keine hinreichende Anteilnahme an dem Geschäfte ihrer Arbeitgeber besitzen, nein, diese selbst tragen sehr, sehr viel dazu bei. Statt das Geschäftsinteresse bei ihren Mitarbeitern zu fördern, vernichten sie es vielfach mit aller Gewalt, teils weil sie nicht „Mitarbeiter“, sondern nur Untergebene haben wollen, teils aber aus Unwissenheit oder aus Unüberlegtheit.

Das Nichtwollen, nicht minder das Nichtkönnen muß der Arbeitgeber selbst bezahlen, denn es erfordert nicht nur die menschliche Rücksicht, daß man das Geschäftsinteresse in jeder Weise fördert, sondern auch die kaufmännische Klugheit; wem die Rücksicht abgeht, der sollte es doch wenigstens aus eigenem Interesse tun. Mitarbeiter, die reges Interesse an dem Geschäfte ihrer Arbeitgeber nehmen, nützen diesen ungemein, während teilnahmslose Angestellte stets mangelhaft zu gebrauchen sind.

Zunächst ist es viel wert, wenn der Mitarbeiter an dem Posten steht, den er sich wünscht. Große Fehler werden in dieser Hinsicht schon bei der Annahme von Mitarbeitern gemacht, indem man einem solchen etwa eine ganz andere Beschäftigungsart zusagt, als zu welcher man ihn nachher hauptsächlich anstellt. Man schenke dem Bewerber reinen Wein ein, mit was man ihn hauptsächlich zu beschäftigen gedenkt. Es ist selbstverständlich unanständig, daß sich Mitarbeiter darüber aufregen, wenn sie ausnahmsweise in einem anderen, ihnen nicht zusagenden Zweige ihres Berufes beschäftigt werden, aber wenn die Ausnahme zur Regel wird, dann kann man von dem Mitarbeiter nicht mehr reges Geschäftsinteresse erwarten.

Auch Mitarbeiter, die „für alles“ angenommen sind, soll man, soweit es der Geschäftsbetrieb gestattet, vorzugsweise mit solchen Arbeiten beschäftigen, die für sie am meisten Interesse zeigen. Der eine hat mehr Spaß für dies, der andere mehr für jenes. Kurz, jeder leistet dann am meisten, wenn er an der richtigen Stelle steht. Man suche in dieser Hinsicht seine Beobachtungen anzustellen und frage gelegentlich seine Mitarbeiter danach.

Aber bei denjenigen Mitarbeitern, die an rechter Stelle stehen, erhöhe man ebenfalls das Geschäftsinteresse, indem man ihnen und ihrer eigenen Ausbildung Interesse entgegenbringt; das gilt an erster Stelle für den Vorführer. Man sporne sie zu immer weiterem Lernen an und gebe ihnen die Mittel an die Hand. Man überlasse ihnen insbesondere Fachzeitschriften und Fachbücher leihweise zum Studium, gebe ihnen diese zum Lesen nicht nur mit nach Hause, sondern gestatte ihnen das Lesen auch während der Arbeitszeit, sobald nur irgendwie Zeit dafür da ist, und solche läßt sich selbst bei einem offenen Betrieb immer finden. Die Zeitausnutzung ist äußerst vorteilhaft, selbst wenn dadurch etwas weniger gearbeitet wird, das wird reichlich wieder dadurch wett gemacht, daß der Mitarbeiter aus der Literatur neues lernt und so Fehler bei der gewohnten Arbeit zukünftig vermeiden kann, wodurch wieder Material und Zeit erspart wird.

Aber man gestatte auch während der Geschäftszeit dem Mitarbeiter nach seinen Ideen systematische Versuche anzustellen und erlaube ihm hierzu die Benutzung der Apparate und des Geschäftsmaterials. Das ist keine Vergeudung, denn systematische Versuche bringen größere Sicherheit, als jahrelange systemlose Praxis. Bei der Verwendung von Material kann man natürlich dennoch darauf achten, daß die Kirche im Dorfe bleibt. So nützt es z. B. sehr viel, wenn Versuche über mögliche Ausnutzung des Lichtes angestellt werden.

Nun haben manche eine heillose Angst davor, daß ihre Mitarbeiter zu tüchtig werden dürften, daß sie sich dadurch überlegene Konkurrenten züchteten. Diesen Einwand, der auch nur der Ausfluß der eigenen Schwäche ist, kann man nicht anerkennen, denn ein kluger Mitarbeiter bleibt gerade dort gerne, wo man ihm bereitwillig Gelegenheit zur weiteren Ausbildung und zum Vorwärtstreben gibt und wird diesem Geschäft dadurch nützen. Zudem wird ein solcher Mitarbeiter, der Lust zum Lernen hat, weit eher sich selbstständig machen, wenn er nicht in den Betrieben seiner Arbeitgeber Befriedigung fühlt.

In der Sommerfrische.

Roman von Marie Sellmuth.

(Fortsetzung.)

Behn Jahre war er nun schon fort, ob er noch am Leben? Die letzten Nachrichten waren aus Brasilien gekommen, dann hatte ich nichts mehr gehört. So zog ich hieher. Wie in selbstquälerischer Ironie ließ ich mir meine Wohnung genau so einrichten, wie einst die Ihre, Elisabeth. O, für mich hat es schon eine Vergeltung gegeben hier auf Erden! —

Seit Ihre Tochter bei mir gewesen, verfolgten mich — Leos Augen Tag und Nacht mit vorwurfsvollem Blick. Ich fand keinen Schlummer mehr; nun war auch meine Kraft gebrochen.“ Er schwieg erschöpft. Jetzt neigte sie sich wieder eine zitternde Hand nach dem Glase mit dem Stärkungstrank und neckte seine trockenen Lippen.

„Nun wird mir wohlher werden! Um Verzeihung wage ich nicht mehr zu flehen! In all den schlaflosen Nächten steht es wie eine Vision vor meinen geistigen Augen. Ich sehe Sie, Elisabeth, mit Leo vereint und wie der Engel des Lichts steht eine Gestalt zwischen Euch — eine Gestalt, die in ihren Jüngen Vater und Mutter vereint. Und dann werdet ihr vergeben dem, der viel gesündigt, aber auch schwer gebüßt hat!“

Er verstummte, die letzten Worte waren kaum verständlich über seine Lippen gekommen. Still, ganz still wurde es in dem Zimmer. Deutlich hörte man das Tickender silbernen Stuhluhr, welche auf dem Nachttischen vor dem Lager stand. Da brach ein blasser Schein der Winter Sonne durch das breite, unverhüllte Fenster, er fiel auf das Leidensgesicht des Kranken, ihm einen Schimmer von Verklärung verleihend.

Und plötzlich war es Elisabeth, als spreche jemand neben ihr die Worte, welche der Heiland einst zu dem sündigen Weib gesagt: „Sie hat viel geliebt im Leben, drum soll ihr auch viel vergeben werden“, und wie ein Engel der Barmherzigkeit sich über den Kranken neigend, sprach sie voll unendlicher Milde: „Ich vergebe Ihnen, Eügens, was Sie an uns gesündigt, und Gott der Allmächtige möge Ihnen auch ein gnädiger Richter sein!“ Er öffnete mühsam seine Augen, seine Finger tasteten suchend nach ihrer Hand.

„Nun sterbe ich gern“, murmelte er kaum verständlich. Wieder schlossen sich seine Augen. Ein Angstgefühl stieg in ihr auf. Wenn er jetzt stürbe! Sie sah hilfesuchend umher, da fiel ihr Blick auf die Glockenschnur neben seinem Lager. Schnell zog sie dieselbe und nun war auch schon der Diener neben ihr. „Es ist der gewöhnliche Anfall“, sagte er leise, dabei nahm er eine Arznei von dem Tische, ihm einige Tropfen davon einsüßend. Unschlüssig stand Frau Rodenwald da? Sollte sie gehen oder bleiben? Sie entschied sich für das erstere, indem sie an Leonie und deren Unruhe dachte. „Sagen Sie Ihrem Herrn, wenn er wieder zu sich kommt, ich würde morgen wiederkehren und mich nach sei-

Man soll aber nicht nur seinen Mitarbeitern allein die Versuche überlassen, sondern man soll auch mit ihnen forschen und lernen und über die Arbeiten zwangslos seine Gedanken austauschen. Auch vergibt man sich nicht im geringsten etwas, wenn man sich gegebenenfalls von seinen Mitarbeitern belehren läßt. Es ist eine üble Gewohnheit und unangebrachter Hochmut, die Ansichten und Vorschläge der Mitarbeiter ohne Berücksichtigung zurückzuweisen. Man muß nicht in einem Mitarbeiter, der es mit dem Geschäft gut meint und Verbesserungsvorschläge vorbringt, das Geschäftsinteresse gelähmt werden, wenn man seine gute Ansicht nicht anerkennt, auf seine Vorschläge gar nicht eingeht. Wird es nicht umgekehrt dem Mitarbeiter große Freude machen, wenn sich eine von ihm vorgeschlagene Vorrichtung oder Verbesserung einer solchen vorzüglich bewährt? Wird er dann nicht immer wieder auf neue Ideen sinnen, die dem Geschäft nützlich sein könnten? Selbst ein Anfänger, der nicht allzu dumm ist, kann zuweilen einen wohlzubeachtenden Vorschlag machen. Man lehne also nicht ohne weiteres schroff die Prüfung ab.

Nicht minder wie die technischen, bespreche man mit seinen Arbeitern auch die wirtschaftlichen und kaufmännischen Verhältnisse und gestatte ihnen auch hierbei gerne, ihre Ansichten zu äußern und Vorschläge zu machen. Manche Geschäftsinhaber haben in dieser Hinsicht eine höchst unfluge Geheimtuerie. Gerade dadurch, daß die Mitarbeiter einen Einblick in die kaufmännisch-wirtschaftlichen Verhältnisse des betreffenden Berufes haben, lernen sie verstehen, daß das Selbständigein doch viel gegen sich hat, daß dabei ganz andere Sorgen kommen, daß die selbständigen Berufsangehörigen gar nicht so auf Rosen gebettet sind wie es nach den verheßten Reden gewisser Kreise den Anschein hat. Die Mitarbeiter werden dadurch beizeiten gewarnt, nicht leichtfertig ihr sicheres wenn auch etwas geringeres Angestellteineinkommen mit den Sorgen der Selbständigkeit vertauschen. Diese Warnung wird umsomehr beachtet, je mehr der Mitarbeiter in dem Geschäft seines Arbeitgebers Berufsfreudigkeit hat.

Ferner fördert man das Geschäftsinteresse durch eine angemessene Behandlung. Man braucht es nicht an der notwendigen Energie fehlen zu lassen und kann dabei doch des Kasernenhospitales und persönlicher Beleidigungen und Kränkungen entbehren. Man höre den Mitarbeiter an, bevor man ihn verurteilt und nehme auch, wenn es darauf ankommt, anstandslos ungerechte Vorwürfe zurück, mögen sie schlichter oder persönlicher Natur gewesen sein. Es sind nicht die Schlechtesten, die sich gegen Ungerechtigkeiten wehren. Die Kriecher, die scheinbar alles ruhig hinnehmen, rächen sich im geheimen. Man schiebe auch nicht, wie es vielfach Brauch ist, seine eigenen Fehler seinen Mitarbeitern in die Schuhe.

Daß es nicht fördernd wirkt, wenn man einen Mitarbeiter mit einem Hausknecht oder Ausläufer verwechselt, versteht sich von selbst.

Auch die Anteilnahme an den persönlichen Verhältnissen des Mitarbeiters trägt viel dazu bei, daß dieser im Interesse seines Prinzipals schafft. Menschliche Rücksicht und menschliche Rücksicht machen sich bezahlt. Entgegenkommen bei nachgesuchtem Urlaub, Fürsorge für die Gesundheit usw. gehören hierzu.

Hand in Hand muß selbstverständlich eine anständige Bezahlung gehen. Jeder Arbeiter ist seines Lohnes wert, auch der Mitarbeiter; dessen Ausnutzung rächt sich. Gute Behandlung in jeder Weise läßt aber eine etwas geringere Bezahlung leichter ertragen.

Den Vichtpielinhabern kann deshalb nicht eindringlich genug ans Herz gelegt werden: „Fördert euch bei euern Mitarbeitern mit allen Kräften das Geschäftsinteresse!“ Es ist euer eigenster Vorteil. Zudem handelt ihr dabei auch vom menschlichen Standpunkt aus lobenswert, wenn ihr euere Mitarbeiter zu tüchtigen Leuten erzieht. Man soll die Kluft zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern überbrücken, statt sie zu erweitern! Das mögen sich auch die Mitarbeiter gesagt sein lassen.



nem Ergehen erkundigen.“ Der Diener verbeugte sich ehrfurchtsvoll, sie bis zum Vorzimmer geleitend.

„Draußen wartet der Wagen“, sagte er dann, „ich kehre zu dem gnädigen Herrn zurück.“

„Wortlos umarmte Frau Rodenwald ihre Tochter. „Zu Hause!“ brachte sie dann in furchtbarer Erregung hervor.

Und da saßen sie nun eng umschlungen in der Abenddämmerung und die Mutter berichete in gedrängter Kürze das Ungeheuerliche, das sie gehört. Leonie lauschte atemlos. Als die Mutter geendet, saß sie noch einige Minuten regungslos.

„Und darum mußte ich meine Liebe und mein Glück opfern!“ kam es dann schmerzlich von ihren Lippen.

„Und an den Vater denkst du nicht?“ — Leonie legte aufschluchzend den Kopf an die Schulter der Mutter und beider Tränen vermischten sich.

19.

Vierzehn Tage später, an einem milden, feuchten Märztag, bestattete man die sterblichen Ueberreste von Felix Fürgens zur ewigen Ruhe. Nur wenige Personen sind es, welche die offene Gruft umstehen. Die Dienerschaft, der Arzt, welcher ihn die langen Jahre behandelt hatte, und sein Rechtsbeistand, Justizrat Klein; ferner Frau Rodenwald und ihre Tochter.

Alle sind tiefenst, denn der Pfarrer hat eine ergreifende Rede gehalten. Den Text hatte sich der Verstorbene selbst gewählt. Es waren die Worte, welche der sterbende Heiland zu dem Schächer am Kreuz gesprochen: „Heute noch wirst du mit mir im Paradiese sein!“

Der Erdschollen fielen polternd auf den Sarg, welchen die Pietät der Dienerschaft mit den schönsten Blumen geschmückt. Dann sanken Mutter und Tochter an der Gruft in die Knie.

Während Frau Rodenwald einen herrlichen Kranz von weißen Rosen und Efeu niederlegte, stieg ein heißes Gebet aus ihrem Herzen zum Himmel auf für den Verstorbenen um Vergebung seiner Sünden und für sich um das geringste Lebenszeichen von ihrem geliebten Gatten. Dabei rannen die Tränen unaufhaltbar aus ihren Augen. Leonie bot sie leise, aufzustehen und führte sie mit leiser Gewalt fort. Der Justizrat trat zu ihnen. Er verneigte sich tief.

„Ich habe wohl die Ehre, Frau Rhoden und Fräulein Tochter vor mir zu sehen. Mein Name ist Klein, Justizrat. Ich werde mir erlauben, Ihnen in den nächsten Tagen einen Besuch abzustatten. Was ich Ihnen mitzuteilen habe, betrifft das Testament des Verstorbenen.“

Frau Rhoden neigte zustimmend das Haupt. Sie kannte dieses Testament schon. Bei den Besuchen, welche sie dem Verstorbenen noch mehrmals gemacht und wodurch sie ihn so hoch beglückt, hatte er ihr schon davon gesprochen. Sie war zur Universalerin eingesetzt. Sie müsse das Geld annehmen, hatte er gesagt; denn es komme ihnen rechtmäßig zu. Nur Legate für die Diener habe er sich gestattet, davon zu entnehmen; denn, hatte er mit trübem Lächeln hinzugefügt, das dürfe er mit gutem Gewissen tun, so viel habe er wohl das Vermögen vergrößert durch seinen Fleiß und seine Umsicht.

Dann hatte er immer wieder versichert, wie er die

Sommer und Ginfchr.

(„D. L. I.“)



„Die Toreu sprechen schneie Schnee / Die armen Leute weh, weh / Komm zu uns liebe Sonne“; so sang Walter von der Vogelweide. Die Kinematographenbesitzer werden ihm verzeihen; er verstand es nicht besser. Damals hatten seine Worte ja auch Gültigkeit. Damals gab es noch keine Zeitungen, keine gedruckten Bücher, kaum Theater; auch keine Kinotheater natürlich.

Womit unterhielten sich denn da die Menschen im Winter? Nun — aus den Worten Walters, des Sängers, geht es ungefähr hervor: sie sehnten sich nach dem Frühling, saßen um den offenen Herd, gähnten und langweilten sich und gingen früh schlafen. So verlief ein guter Teil der über die Massen besungenen Ritterromantik.

Die Welt ohne Kino! — Gähnende Vangeweile, Trübsal — Mittelalter. Die Welt ohne Kino. —

Die Toreu sprechen wie vor 1000 Jahren: schneie Schnee; die armen Leute aber nicht mehr: o weh, sondern sie sagen: Wir gehen ins Kino. Erstens kostet's nicht viel, zweitens sieht man was Geheites; drittens ist es dort warm und zu guterletzt: man hört auch noch Musik.

So wird sich die heutige Menschheit eher zu den Worten eines neueren Dichters bekennen:

Der Winter ist ein rechter Mann,
Kernfest und auf die Dauer —

Der Sommer ist der glühendste Feind der Kinotheater. Wenn bis um 8 Uhr die Sonne scheint, wenn es bis um 9 Uhr Tag ist und es sich um 10 Uhr noch so gemütlich auf Bänken sitzt in den Parks, dann begehre der Mensch keine Dramen mit Musik; eine Idylle beim Mondschein ist ihm lieber. Der Sommer ist der Feind der Kinotheater.

Schließlich läßt es sich den Sommer über auch aushal-

Gnade, sie noch an seinem Sterbebette zu sehen, gar nicht verdiene, aber nun hoffe er auch, daß ihm dort oben vergeben werde. Nun war alles vorüber!

Frau Rodenwald fühlte doch, wie die Aufregungen der letzten Wochen ihre Kräfte geschwächt. Sie sehnte sich nach Ausruhen. Jetzt waren sie reich, sehr reich sogar, besaßen die reizende Villa an der Tiergartenstraße und doch mochten Mutter und Tochter ihre Lebensweise nicht ändern, sie lebten genau so wie früher.

Selbst ihre Stelle als Lehrerin wollte Leonie nicht aufgeben. „Was sollte ich dann nur mit meiner Zeit beginnen?“ fragte sie lächelnd die Mutter, wenn diese davon sprach, „ich würde auch zu viel meinen Gedanken nachhängen, Mamachen“, setzte sie leise hinzu. Die Mutter verstand.

Sie kannte genau das Ziel dieser Gedanken und hatte auch schon viel darüber nachgegrübelt, wie sie der Tochter helfen könne. Einmal dachte sie schon daran, an Grafen Hohenau zu schreiben. Jetzt stand ja nichts mehr Trennendes zwischen ihnen, keine Schuld und keine Armut. Doch Leonie hatte fast heftig abgewehrt.

Nimmermehr! Wußte sie, daß er noch ebenso dachte wie damals? Sie kannte augenblicklich nicht einmal seinen Aufenthalt.

Eines Tages hatte sie Herr Raumann besucht. Wie auf Verabredung hatten die beiden Frauen nichts von ihrer veränderten Lebensstellung gesagt. Sie wollten ja auch ferner so einfach weiter leben, wie bisher.

Er erzählte viel von Blumental. Es sei dort manches verändert. Baumeister Bergf wäre sehr fleißig gewesen.

Man schließt die Bude eben eine Weile, geht, wenn man die nötigen Moneten hat, aufs Land, trinkt saure Milch, sieht zu, wie die Wolken ziehn und läßt sich von der Sonne bräunen. (Wenn ich nur ein Syriker wäre, ich säuge jetzt eine Seite von Waldesduft und Nachtigallensang, von Bächleinrauschen und ähnlichen dichterischen Del-druckbildern).

In einem gewaltigen Sturmloch eroberte die Kinematographie sich die Welt. Konnte es in diesem Tempo immer weiter gehen? Unmöglich! Die Reaktion beginnt bereits seit einiger Zeit sich bemerkbar zu machen. Die vielen ehemaligen Lichtspielräume, die allein in Berlin überall zu vermieten sind, reden eine deutliche Sprache. Aber sie beweisen, wer Mut und Kraft (und Mammon) aufbringt, um zu der einmal angefangenen Sache auch in weniger guten Tagen zu stehen. Deshalb haben derartige Zeitläufe auch ihr Gutes. Es sind Stunden der Besinnung, der Verinnerlichung. Und Verinnerlichung tut dem Kino not. Ist auch in dieser Hinsicht schon viel getan worden, was kein Einsichtiger übersehen kann, so muß noch viel mehr geschehen, wenn die Sache selbst nicht verflachen und an der Verflachung selbst zugrunde gehen will.

Psychologisch nicht unwahrscheinlich ist es ebenfalls, daß, durch die Kino-Ebbe genötigt, viel schmaroberisches Gesicht andere Bahnen sucht, auf denen es als blinder Passagier seine unangenehmen „Parfüme“ verbreiten kann. Ich meine neben den berüchtigten Filmschiebern auch jene „Schauspieler“ und besonders „Schauspielerinnen“, die von Kunst weder etwas wissen, noch auch was wissen wollen; denn sie sind Blüten anderer „Künste“. Der Kinofreund würde wohl gern ein Jahr opfern, wenn dadurch alle diese Elemente wirklich und für immer vom Kino-Erdboden verschwänden.

Sommer. Ginfchr. Hat man nicht in letzter Zeit zu viel erfunden, kombiniert und unternommen? Immer Neues, immer Sensationelleres! Der einfache Film genügt nicht mehr, es mußte das Kinetophon, der sprechende Film sein, Fantomo, der plastische Film die „Film-Oper“.

An Geld habe es nicht gefehlt und das milde Frühjahr habe die Bauarbeiten begünstigt.

So stehe jetzt bald das kleine Haus geschmackvoll vergrößert und verschönert da. Im Garten werde unaufhörlich geschafft, und wenn es ihm auch manchmal ein Stich ins Herz gebe, daß Fremde jetzt zu befehlen hätten, wo er so lange Alleinherrscher gewesen, so jöhne er sich doch anderseits auch wieder damit aus, daß da tatsächlich ein kleines Eden entstanden.

„Und der Amerikaner?“ fragte Leonie. „Haben Sie ihn schon näher kennen gelernt?“

„Keineswegs!“ rief er ärgerlich. „Der ist schon längst wieder auf und davon. Wohin, mögen die Götter wissen. Wenn alles fertig, werde er wieder kommen, sagt ein Diener. Und nun denken Sie, unser Baumeister. Spreche so vom Sommer und so von — allerlei — dabei blinzelte er Leonie vielsagend an — sieht mich der Mensch ganz ernsthaft an und erklärt, im Sommer werde er nicht da sein. „Na nu!“ schrie ich ihn an, „was soll das heißen?“ Das soll heißen, daß ich einen schon lang gehegten Plan zur Ausführung bringen werde und im Sommer eine Reise nach Spanien und Frankreich unternehmen will. „So, warum nicht gleich nach Afrika? Aber vorher gibts doch Verlobung“. Da sieht er mich an mit einem Blick! — „Na, sagen Sie nur Fräulein Vonchen, was haben Sie nur dem armen Kerl getan, darum komme ich eigentlich her.“

„Ja, Herr Raumann“, sagte sie jetzt, „es ist mit der Liebe ein eigen Ding! Ich kann ihn nun einmal nicht heiraten, und gut ist es daß er sich nun endlich einmal zufried-

Hat denn der Kinematograph sich schon überlebt? Scheinen diese Neuerungen nicht — wie die Bemühungen einer alternden Kokette, die durch allerlei verblüffende Toilettemittel ihre absterbenden Reize zu verbergen sucht — zu jagen: Es geht zu Ende?

Man darf wohl ruhig mit Nein antworten. Das Kino hat sich noch nicht, wird sich nicht überleben. Aber es befindet sich in mancherlei Gefahren. Es hat sich zu rasch entwickelt, sein Wachstum war beängstigend und fast ungesund — jetzt stoppt es, hält inne, besinnt sich. Die Schieber und Treiber wollen kein Besinnen — sie heizen und jagen, doch es hilft ihnen nichts — der Riese will eben einmal verschmausen.

Manche sehen deshalb mit besorgten Mienen in die Zukunft. Die Lage ist ernst, gewiß. Es kriselt. Man hat sich auf die Kinematographie gestürzt, als ob sie das A und das O des Lebens wäre: dem Kapitalisten mußte sie weitere Millionen verschaffen, dem Publikum Sensation über Sensation, den Künstlern Ruhm und Geld, der Gemeinde sollte sie aus der Geldflemme helfen, dem Sittlichkeits-schnüffler neuen Grund zu klagen geben, dem Enttäuschten Anlaß, sich zu enttäuschen.

Und wie gehorham, wie gefügig sie war, die Kinematographie! Sie machte den Reichen reicher, den Künstler berühmter, sie gab dem Mucker Gelegenheit zu mucken, verschaffte dem Volk Sensation und Vergnügen — sie war das große Meer, in dem alle schwammen und sich nährten.

Da wogt die Flut zurück — nun sitzen sie auf dem Trockenen. Es kriselt. Ist Sommer. Halte Einkehr!



Allgemeine Rundschau.



Deutschland.

— Der berühmte und aus den Pasqualifilms bekannte Darsteller **Alberto Capozzi** ist jetzt von der Firma Leonardo-Films in Turin vertraglich verpflichtet worden.

— Der in unserer Branche bestens bekannte Herr Raftanski hat sich kürzlich unter der Firma Apollo-Film-Gesellschaft, Friedrichstraße 12, selbständig gemacht.

den gibt. Dann werde ich auch nächstens Frau Rätin Asmus besuchen."

Herr Kaumann wollte noch einiges reden doch Leonie hat ihn herzlich, nichts mehr davon zu erwähnen.

"Und ich dachte es mir so schön", sagte er mit einem drolligen Seufzer, "so schön, wenn wir eine Verlobung unter der Linde feiern könnten!"

"Das kann noch kommen", lachte Leonie. "Ich bin wie der einmal Gretchen Lorenz begegnet, und da hat sie mir so geheimnisvolle Andeutungen gemacht von einem gewissen Studenten, der jetzt vor dem „Doktor“ stehe, daß ihr Wunsch am Ende doch noch in Erfüllung geht. Und sie wollen ja auch wieder herauskommen. Und Mama will schon am ersten Mai übersiedeln; dann bin ich auch alle Nachmittage draußen — ich gebe jetzt keine Privatstunden mehr — bis die Ferien beginnen, dann bin ich ganz da."

Man sprach noch von der Wohnung, er habe sie noch hübscher eingerichtet, Frau Rodenwald werde sich wohl fühlen. Dann empfahl er sich in seiner lauten aber herzlichen Weise. (Fortsetzung folgt.)

— Das bekannte Lichtspielhaus „Königspavillon“ in Leipzig hat seine Pforten schließen müssen, da von einem Gläubiger der Konkurs beantragt wurde.

— Regisseur **Harry Piel** ist kürzlich von der Continental-Kunstfilm-Gesellschaft verpflichtet worden und wird demnächst eine Reihe großer Filme auf den Markt bringen.

— **Keine Ausdehnung der Lustbarkeitssteuer auf die Berliner Theater?** Der Berliner Magistrat läßt die Nachricht von der beabsichtigten Ausdehnung der Lustbarkeitssteuer auf die Theater dementieren. Angeblich hat nur ein Magistratsmitglied im Privatgespräch eine Bemerkung gemacht, die falsch aufgefaßt wurde. — Tee trinken und abwarten! — meint das „Lichtbildtheater“.

— **B. Urbach**, der den Generalvertrieb des künstlerisch und technisch einzig dastehenden Meisterwerkes der Kinematographie, den Zirkus- und Löwenfilm: „Zulu, die Löwentänzerin“ übernommen hatte, wird demnächst mit einem neuen Riesenfilm an die Öffentlichkeit treten.

— Wie die **Deutsche Cines-Gesellschaft G. m. b. H.** in Berlin mitteilt, hat ihr römisches Mutterhaus soeben mit Pietro Mascagni einen Vertrag abgeschlossen, wonach der Künstler die Komposition des nächsten großen Kinofilms „Die Rhapsodie des Satans“ übernimmt. Der Film stellt ein äußerst packendes Sujet dar, in dem die bekannte italienische Tragödin Lyda Borelli die Hauptrolle verkörpert.

— **Bühnenverein und Kino.** In der diesjährigen Tagung des Deutschen Bühnenvereins wurde neuerlich — allerdings nur ganz kurz — das Verhältnis der Sprekbühnen zum Kino erörtert. Man einigte sich dahin, einen im Vorjahr gefaßten Beschluß, der den Mitgliedern des Bühnenvereins die Teilnahme an Filmunternehmungen verbot, auch auf das Kinetophon auszudehnen. Ausnahmen gelten nur für Fälle, in denen bereits Verträge vorliegen.

— Das Personal der Firma **Engelke u. Co.**, Berlin unternimmt am 6. Juni dieses Jahres wiederum einen Dampferausflug nach Raufangswerder, zu dem eine Reihe Geschäftsfreunde der Firma ihre Teilnahme bereits zugesagt haben.

— „**Agnes**“ betitelt sich das erste Bild vom Vitagraph aus der neuen Serie „Broadway Feature-Films“, das im Herbst auf dem deutschen Markt erscheinen wird. Der Film ist im Vitagraph-Theater in New-York zwei Monate hindurch mit dem größten Erfolg gegeben worden.

— **Jacques Mornay**, der berühmte Charakterkomiker, ist in der vorigen Woche im Alter von 71 Jahren in Berlin gestorben. Mornay war auch als Filmschauspieler tätig, und sein Name ist sicherlich aus dem Targa-Film „Dissonanzen des Lebens“ her noch vorteilhaft bekannt.

— **Otto Reutter** ist von Gaumont für eine Reihe von Filmen engagiert worden.

— **Die Nordische Films Co.** in Berlin teilt uns mit, daß ihr Stammhaus in Kopenhagen nicht die Absicht habe, sich mit der Gründung oder dem Ankauf von Theatern zu befassen.

— **Scharfsinnige Zensur.** Die „Welt am Montag“ macht in ihrer vorletzten Ausgabe die folgende sehr bissige, aber leider nur zu berechnete Glosse: „Die Berliner Filmzensur hat den Titel eines Filmdramas verboten, weil